

Wie das Teufelchen das Brotränftl verdient hat

Autor(en): **Tolstoi, Leo N.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **12 (1908-1909)**

Heft 7

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-666303>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aus dem gleichen Grunde ist zu versuchen, allfällige Krankheiten und Gebrechen der in der Entwicklung Stehenden möglichst bald zu heben. Indem wir für bessere Ernährung und zweckdienliche Pflege und Erziehung aller Rückständigen sorgen, arbeiten wir wiederum für die gedeihliche Entwicklung des ganzen Geschlechtes; denn nur gesunde und kräftige Kinder werden geistig so fortschreiten, wie wir es unter den gegebenen Bildungsgelegenheiten erhoffen dürfen. Eine Veredelung der Menschheit ist nur möglich, wenn alle Volksschichten durchgebildet, alle Talente gefördert und jedem die ihm nach seinen körperlichen und geistigen Eigenschaften zukommende Arbeit gesichert wird. Es muß darum auch durch Stipendien für Bildungszwecke Jugendfürsorge geübt werden. Lieber als für Strafanstalten und Irrenhäuser, wollen wir das Geld für Erziehungszwecke ausgeben.

„Die lasterhafte Umgebung, das schlechte Milieu, bildet einen Hauptgrund der Verwahrlosung und sittlichen Entartung der meisten Kinder und damit die Ursache der meisten Verbrechen.“ Diese Zustände sind konstatiert; die Zerrüttung und Auflösung des Familienlebens in einer übergroßen Zahl von Fällen kann nicht bestritten werden. Den Forderungen in bezug auf Pflege und Erziehung, auf welche jedes Kind Anspruch erheben darf, können solche Familienüberreste nicht genügen. Im Gegenteil, sie bedeuten gar manchmal eine Gefahr für das Kind. Und weil dem so ist, weil viele unserer Familien nur noch dem Scheine nach existieren, Ruinen sind, und darum ihren inneren Verpflichtungen nicht mehr nachkommen wollen oder können, muß durch die Institute der Jugendfürsorge helfend, rettend und vorbeugend eingegriffen werden. Wir müssen den jugendlichen Seelen an andern Orten das gute Beispiel bieten, das ihnen im Elternhause fehlt. Wir wollen sie in liebender Hingabe mit Ernst und Eifer zur Arbeit und zu guten Sitten anleiten und sie zu allem Wahren, Guten und Schönen erziehen. Das beste Mittel hierfür ist aber in Verbindung mit der wirtschaftlichen Förderung die Aufrechterhaltung und Pflege wahrer Familiengemeinschaft. Die reinsten und höchsten Genüsse erwachsen dem Menschen daheim, in der Familie. Ihr gehört darum der Hauptanteil an der wichtigen Aufgabe der Pflege, der Erziehung und Bildung des kommenden Geschlechtes. In diese Erkenntnis und Überzeugung sollen durch vereintes Wirken aller Wohlgesinnten immer weitere Volkskreise eingeführt werden. Bis aber dieses Ziel erreicht ist, und ein anders fühlendes Geschlecht die Familie und ihre Segnungen wieder besser einzuschätzen weiß, müssen und wollen wir freudig, nicht nur in Worten, sondern viel besser in Thaten Jugendfürsorge üben und damit für das Kommen allgemeinen Familienglückes kämpfen.

Wie das Teufelchen das Brotränftl verdient hat.

Ein armer Bauersmann fuhr hinaus auf's Feld zum Pflügen; er hatte noch nicht gefrühstückt und nahm sich einen Brotkanten von Hause mit. Er drehte den Pflug um, band das Querholz los und legte es unter einen Strauch; auch das Brotränftl legte er dorthin und deckte seinen Mantel darüber. Das Pferd wurde müde und der Bauer hungrig. Da ließ er den Pflug stehen, spannte das Pferd aus und ließ es auf die Weide. Dann

ging er selbst dorthin, wo sein Kasten lag, um zu essen. Der Bauer hob den Kasten auf, — das Brotränftl war verschwunden. Er suchte und suchte, er drehte den Mantel hin und her, schüttelte ihn — das Brotränftl war nicht da. Da wunderte sich der Bauersmann. Seltsam, dachte er, ich habe doch keinen Menschen gesehen, und hat doch jemand das Ränftl genommen. Es war aber ein Teufelchen gewesen. Das hatte das Ränftl wegstibigt, während der Bauer pflügte, und dann hatte es sich hinter den Strauch gesetzt, um zu horchen, wie der Bauer schimpfen und ihn, den Teufel, anrufen würde.

Erst war der Bauer betrübt.

Dann aber sagte er: Ei was, Hungers werde ich nicht sterben! Gewiß hat's der nötig gebraucht, der es gestohlen hat. Mag es ihm gut bekommen!

Und der Bauer ging zum Brunnen und trank sich satt an Wasser; dann ruhte er aus, holte sein Pferd, spannte es ein und fing wieder an zu pflügen.

Der Teufel war ärgerlich, daß es ihm nicht gelungen war, den Bauern zur Sünde zu verleiten, und er ging hin, um dem Oberteufel zu berichten. Er meldete sich bei dem Oberteufel und erzählte, wie er dem Bauer das Brotränftl gestohlen, und wie der Bauer, anstatt zu schimpfen, gesagt habe: Wohl bekomm's! Da geriet der Oberteufel in Wut: Wenn der Bauer, sagt er, in diesem Falle dich untergekriegt hat, so bist du selbst schuld daran, hast deine Sache nicht verstanden. Wenn die Bauersleute, sagt er, und ihre Weiber mit ihnen solche Sitten annehmen, dann wird uns das Nötige zum Leben fehlen. So kann die Sache nicht bleiben! Geh noch einmal zu dem Bauern hin, verdien dir dieses Brotränftl. Drei Jahre hast du Zeit; hast du ihn in dieser Frist nicht untergekriegt, so stecke ich dich in den Kessel mit Weihwasser.

Der Teufel erschrak, rannte schnell auf die Erde und sann nach, wie er seine Schuld gutmachen könnte. Er sann und sann, endlich hatte er's gefunden. Er nahm die Gestalt eines guten Menschen an, ging zu dem armen Bauern als Arbeiter und lehrte den Bauern in einem trockenen Sommer das Getreide im Sumpf zu säen. Der Bauer folgte dem Rat seines Arbeiters und säete im Sumpf. Bei den anderen Bauern hatte die Sonne alles verbrannt; bei dem armen Bauern aber wuchs das Getreide dicht und hoch und in vollen Ähren. Der Bauer hatte reichlich bis in's neue Jahr hinein, und es blieb ihm noch viel Getreide übrig. Als wieder der Sommer kam, lehrte der Arbeiter den Bauern, das Getreide auf Bergen zu säen. Und es kam ein regnerischer Sommer. Bei anderen lag das Getreide am Boden und wurde faul, und die Ähren waren leer. Das Getreide des Bauern aber auf den Bergen gedieh wundervoll. Er hatte solchen Überfluß, daß er nicht wußte, was er damit anfangen sollte.

Und der Arbeiter lehrte den Bauern das Getreide einmaischen und Schnaps brennen. Der Bauer brannte Schnaps und fing an zu trinken und andere mit dem Trank zu bewirten. Nun kam der Teufel zum Oberteufel

und rühmte sich, das Brotränftl verdient zu haben. Und der Oberteufel ging hin, um mit eigenen Augen zu sehen.

Er kam zum Bauern und sieht, der Bauer hat die reichen Leute eingeladen und bewirtet sie mit Branntwein. Die Hausfrau reicht den Gästen den Branntwein. Sie geht gerade um den Tisch herum, bleibt an der Ecke hängen und vergießt ein Glas. Da wird der Bauer wütend und schimpft auf die Frau: Ach, du dummes Teufelsweib! Ist das etwa Spülwasser, wie kannst du ein so kostbares Getränk auf die Erde gießen, krummbeiniges Ding?

Da stieß der Teufel den Obersten mit dem Ellenbogen an: Merkst du, sagte er, jetzt wird er das Brotränftl nicht mehr so leichtens hingeben.

Der Bauer zankte sein Weib aus und reichte selber herum. Da kommt ein armer Bauer von der Arbeit, den er nicht geladen hatte; er grüßt, setzt sich nieder und sieht, wie die Leute Branntwein trinken; er war müde und hätte gern auch einen Schluck getrunken. Er sitzt und sitzt, und das Wasser läuft ihm im Munde zusammen, aber der Wirt bietet ihm nichts an; er murmelte nur vor sich hin: Kann ich denn euch alle mit Branntwein versorgen?

Auch das gefiel dem Oberteufel. Der kleine Teufel aber prahlt: Wart' nur, es kommt noch besser!

Die reichen Bauern trinken weiter und der Wirt mit ihnen. Da fangen sie an, einander Schmeicheleien zu sagen, einer den andern zu loben und honigsüße, heuchlerische Worte zu machen. Der Oberteufel horcht und horcht und findet auch das lobenswert. Wenn sie durch das Getränk, sagt er, solche Füchse werden, daß einer den andern betrügt, dann bekommen wir sie alle in unsere Hände. — Wart nur, sagt der kleine Teufel, was noch kommt; laß nur erst jeden noch ein Glas trinken. Jetzt sind sie wie die Füchse und wedeln einer vor dem andern mit dem Schwanz, will einer den andern überlisten. Sollst sehen, es dauert nicht lange, dann sind sie wie die bössartigen Wölfe.

Die Bauern tranken das zweite Glas, und ihre Reden wurden lauter und gröber. Statt der honigsüßen Worte begannen nun Schimpfereien; der eine wird wütend auf den andern, es beginnt eine Prügelei, und sie zerschlagen einander die Nasen. Auch der Wirt mischt sich in die Schlägerei und wird von seinen Gästen durchgebläut.

Der Oberteufel sah zu und hatte seine Freude daran. Das ist gut, sagt er. Der kleine Teufel meint: Wart nur, es kommt noch besser! Laß sie nur erst das dritte Glas trinken. Jetzt waren sie wütend wie die Wölfe, wart nur ein Weilchen, wenn sie erst das dritte Glas getrunken haben, werden sie werden wie die Schweine.

Und die Bauern tranken das dritte Glas. Da war's vollends um sie geschehen. Sie grunzen und schreien und wissen selber nicht was, und keiner hört auf den andern. — Sie gehen auseinander, der eine allein, andere zu

zweien, auch welche zu dreien. Wie sie aber auf die Straße kommen, pardauz, fallen sie alle hin, so lang sie sind. Der Wirt geht mit, um seinen Gästen das Geleit zu geben, und fällt mit der Nase in eine Pfütze. So bleibt er liegen, von oben bis unten mit Schmutz bedeckt, und grunzt wie ein wildes Schwein.

Das gefiel dem Oberteufel noch besser. — Se nun, sagt er, du hast ein treffliches Getränk erfunden, dein Brotränftl hast du verdient. Sag mir aber, wie hast du das Getränk gemacht? Das kannst du doch nur so gemacht haben, daß du vorher Fuchsblood eingemischt hast. Und von dem Fuchsblood sind die Bauerleute listig geworden wie die Füchse. Und dann Wolfsblood, und davon sind sie wütend geworden wie die Wölfe. Und zuletzt hast du, mein' ich, Schweinsblood eingemischt, davon sind sie solche Schweine geworden.

Nein, sagt der kleine Teufel, so hab' ich es nicht gemacht. Nur das eine hab' ich gemacht, daß ihm mehr Getreide wuchs, als er gebraucht hat. Das Blut, das tierische Blut lebt immer in ihm, es macht sich aber nicht bemerkbar, so lange nur das nötige Getreide wächst. Damals hat ihm auch sein letztes Stückchen Brot nicht leid getan; so bald er aber Überfluß hatte an Getreide, da fing er an nachzusinnen, wie er sich Freuden verschaffen kann. Und ich habe ihn eine Freude gelehrt: Branntwein trinken. Und sobald er anfing, Gottes Gabe in Branntwein zu verwandeln zu seiner Freude, da erhob sich in ihm das Fuchs-, das Wolfs- und das Schweineblood. Jetzt braucht er nur Branntwein zu trinken, gleich wird er zum Tier.

Der Oberste lobt den kleinen Teufel, verzieht ihm seine Ungeschicklichkeit von früher und verlieh ihm einen höheren Rang in seinem Hofstaat.

Von Leo N. Tolstoj.

Ein neuer Quellsucher.

(Mit Abbildung.)

Das Problem der Wünschelrute ist im Laufe der letzten Jahre von Praktikern und Männern der Wissenschaft wieder aufgenommen worden, die sich bemühen, es auf Grund der modernen Strahlungstheorien zu erklären.

Da jedoch auch die Anhänger dieses geheimnisvollen Apparates die Nachteile einer Vorrichtung anerkennen müssen, die nur in der Hand einer mit besonderer Empfindlichkeit begabten Person wirksam ist, versucht man vielfach Apparate zu schaffen, die von diesen Einschränkungen frei sind. So ist es z. B. Herrn Adolf Schmid in Bern gelungen, einen dem Äußeren nach einem gewöhnlichen Kompaß ähnlichen Apparat zu konstruieren, der für diese Frage erhebliche Bedeutung gewinnen dürfte. Auch dieses Instrument, das von einem bekannten Schweizer Physiker untersucht worden ist, scheint von denselben Strahlungen, wie die Wünschelrute betätigt zu werden. Der im folgenden beschriebene Apparat beruht hingegen lediglich auf den bekannten Elementarprinzipien der Physik und, wenn ihm auch der Reiz des Geheimnisvollen fehlt, so ist er seiner Wirksamkeit nach doch nicht minder bemerkenswert.